

Erinnerungen an die Mondseer Jugendzeit

Von Bruno Reiffenstein

*09.08.1868 in Wien, + 30.04.1951 in Wien, Fotograf und Lehrer in Wien,
Inhaber eines Fotoverlages, Herausgeber zahlreicher Bildbände

„Schwarz Indien“ – was ist das?

„Was ist das?“ hört man immer wieder die Fremden fragen, wenn der Name fällt, der selbst den Mondseern früher unbekannt war, jetzt aber längst in aller Mund ist. „Es ist der Name einer Uferpartie zwischen St. Lorenz und Mondsee“ bekommt man zur Antwort. Das löst dann immer die zweite Frage aus, woher der sonderbare Name kommt? Darauf Achselzucken und ratlose Unwissenheit selbst der Mondseer. Es möge daher hier die Aufklärung folgen.

Eine kleine Gruppe der alljährlich wiederkehrenden, sozusagen stabilen Sommergäste, hatte sich von den übrigen etwas distanziert. Sie hatte keinen Gefallen an dem üblichen Gebaren der großen Masse, den herdenmäßigen Ausflügen, den lärmenden Unterhaltungen und Vergnügungen, den rudelartigen Überfällen auf Gaststätten und Bauernhöfe der Umgebung, sondern sie suchte gerade das, was die anderen verschmähten: idyllische Ruhe und Ungestörtheit, wohlabgeschiedene Beschaulichkeit am Busen der Natur und geistige Anregung als Gewinn der schönen Ferienzeit zu buchen. Wo aber so ein Refugium finden, das vor dem vergnügungstollen Heuschreckenschwarm freigelassener Großstädter sicher war? Leicht war das gerade nicht. Wald und Flur wurden in der ganzen Umgebung abgesucht; auch mit dem Boot vom See aus Rekognoszierungen vorgenommen. Auf Abgeschiedenheit und Verborgenheit kam es wie gesagt vor allem an, doch durfte auch die Entfernung vom Wohnsitz nicht gar zu groß sein. Endlich schien das Gesuchte gefunden zu sein. Bei St. Lorenz schiebt sich eine dicht bewaldete Landzunge in den See, das „Auholz“. Es liegt im Mündungsdelta der Fuschlerache, die den Schober umkreist und dann dem See zustrebt. Vom Wasser aus unzugänglich, wenn man die versteckten Ausflüsse nicht kennt, deren Ufer durch dichtes Gehölz verborgen sind. Vom Land aus ist die Straße, die St. Lorenz berührt, genügend weit entfernt, um Einblick zu verhindern. Das Innere aber ist brasilianischer Urwald. Weg und Steg fehlen, Baumriesen vom Sturm gefällt, liegen modern in den hohen Beständen, von Schlingpflanzen und Farrenkräutern ungeahnter Größe und Üppigkeit umwuchert. Nur in vereinzelt Lichtungen dringt das Himmelslicht durch die hohen Baumkronen, hie und da einen Blick auf die schauerlich abstürzenden Felsen der nahen Drachenwand freilassend. Nur das Knacken des Holzes unter den Füßen der Eindringlinge, das Gekreisch auffliegender Wildenten und der Schrei der Fischreiher unterbrechen die feierliche Stille – alles vollkommenes Neuland und für den Großstädter von fabelhafter Romantik. Hochbefriedigt kehrte die Rekognoszierungstruppe zu den Booten zurück und freute sich über die Entdeckung. Man brauchte ja nur einen Weg zu einer der Lichtungen auszuhauen und hie und da einige Rodungen vorzunehmen, Sitzgelegenheiten und einen Tisch einzurammen und der gesuchte Versammlungsort war gefunden. Aber unsere Entdeckerfreude wurde bald zu Wasser. Zu Wasser im wahrsten Sinne des Wortes. Denn als wir nach ein paar Regentagen, die plötzlich eingefallen waren, auszogen, um den Boden für unsere Zwecke urbar zu machen, stand alles unter Wasser und der schöne Traum, hier die gesuchte Waldeinsamkeit für unser Märchenland gefunden zu haben, war zerronnen, denn von einem Normalwasserstand konnten wir uns doch nicht abhängig machen. Also hieß es weitersuchen. Und wirklich fanden wir, weiter nordwärts, mehr gegen Mondsee zu, eine von hohen Bäumen umstandene, reizende und abgelegene Uferpartie, eine stille Bucht, die vor solchen Hochwasser-Überraschungen sicher war. Das Ufer lag an seichtem Grund und war über und über mit mannshohem Schilf, Binsen und einem dichten Gewirr von tellergroßen Seerosenblättern bewachsen, sodass die Boote anfangs nur durch Vorwärtsstoßen mit Rudern und Enterhaken an Land kommen konnten. Einsicht von See aus war unmöglich und auch von Land aus waren wir durch hohe Bäume und dichtes Gehölz gesichert. Hier blieben wir nun endgültig, hier hielten wir unsere Picknicks und Symposien ab, unterhielten uns in heiteren und ernsten Gesprächen und fühlten uns in gegenseitiger Sympathie aller Teilnehmer untereinander ganz kannibalisch wohl. Wenn die Sonne ihre letzten Strahlen sandte und die Drachenwand über und über in dunklem Rot erglühte, fuhren wir in unseren Booten heim. Bei einer solchen Heimfahrt warf einer von uns einmal die Frage auf: Ja, wie nennen wir denn eigentlich unseren geliebten Streifen Landes dort? Da wurde hin und her beraten, vieles vorgeschlagen und wieder verworfen. Nichts wollte so recht passen. Endlich rief einer von uns, es war der stud. Phil. Theodor Köttel aus: Halt, ich hab's! Und eine scherzhaft pathetische Weise imitierend, fuhr er ungefähr fort: Haben wir nicht unentwegt gesucht und gesucht, wie Christoph

Columbus, als er Indien zu finden meinte, haben wir nicht auch einen Christophorus an Bord und in unserer Mitte, der uns so tapfer suchen half? Und ist es nicht ein herrliches Naturschauspiel, wenn sich, wie eben wieder jetzt, die hohen Bäume unseres Landstriches pechschwarz vom glühend roten Abendhimmel abheben? So schlage ich vor, unser geliebtes Land „Schwarz Indien“ zu taufen! Der hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, sein Vorschlag wurde einmütig und mit Jubel angenommen. Nun galt es noch, diese glückliche Namensgebung, die dann später eine so große Rolle spielen sollte, zu feiern, was ein paar Tage später geschah.

Da steuerten drei vollbesetzte Boote unter gemeinsamer Flagge dem jenseitigen Ufer zu und landeten an der mit Fähnchen und Girlanden geschmückten Uferstelle. Ein reichbedachtes Picknick mit gutem Wein und vielen Reden fand statt, von denen mir die unseres geistigen Oberhauptes Rudolf Egon Flatz noch in guter Erinnerung ist und die in ein Loblied auf die treue Freundschaft, die uns untereinander und mit unseren lieben Gästen so innig verband, ausklang. Auch gab er seiner Freude Ausdruck, dass es uns gelungen war, ein uns so ungemein ansprechendes Fleckchen Erde in Gottes freier Natur gefunden zu haben. Dann verlas er eine auf Pergament gedruckte „Urkunde“, in der in einem ulkigen grässlichen Gemisch von Latein und Mittelhochdeutsch, die Namensgebung und Besitzergreifung des Landstriches, von dem doch kein Fußbreit Bodens uns gehörte, ausgerufen wurde.

Sie trägt die Namen:

Leodegar	(Leo Reiffenstein)	Theodorus	(Theodor Kittel)
Paulus	(Paul Reiffenstein)	Christophorus	(Christoph Odörfer)
Ruhmswolf	(Rudolf Flatz)	Aurelius	(Aurel Reder)
Johanna und Helene	(Reiffenstein)	Wilhelmine	(Vilma Reder)

Die andern, als Gäste teilnehmenden Personen werden nur kollektiv als eine Anzahl „Pilgrime“ angeführt. Zum Schluß stand geschrieben: „So geschehen im Jahre des Heyl's MDCCCLXXIX den XI. Aug.“ Dieses sonderbare Dokument, von dem noch eine Photographie existiert, kam in eine Blechkapsel und dazu je eine der damaligen Silbermünzen zu $\frac{1}{4}$ Gulden, 20 und 10 Kreuzer und Kupfermünzen zu 4, 1 und $\frac{1}{2}$ Kreuzer. Dann wurde es am Fuße der großen Esche vergraben.

Das ist die wahre Geschichte von der Entstehung des Namens „Schwarz Indien“.

Nach dieser zeremoniellen Besitzergreifung fanden dann fast täglich, wenn es nur das Wetter erlaubte, die Zusammenkünfte statt. Von vier Uhr an, wenn die Mittagshitze im Abflauen war, sah man von da und dort Boote dem geheimnisvollen Strand zustreben, die die Mondscheinbrüder, wie sie sich auch nannten, und ihre Gäste nach Schwarz Indien brachten. Dort sah es damals noch sehr urwaldmäßig aus. Ein längerer Tisch auf vier eingerammten Pfosten und zwei Bänke davor, war das ganze Mobilar auf der kleinen Waldlichtung. Später Kommende mussten auf mitgebrachten Feld- und Liegestühlen Platz nehmen, andere zogen es vor, auf ihrem, damals zu jedem Ausflug mitgenommenen „Plaid“, den sie auf dem Boden ausbreiteten, sich hinzulagern.

Die Gesellschaft war, was die berufliche Seite betraf, bunt zusammengewürfelt. Es trafen sich da junge Gelehrte als: Philosophen, Historiker, Literaten, Poeten, Musiker, Maler, Schauspieler usw., deren Beruf sich schon deutlich in ihrer Lebensauffassung und –Anschauung spiegelte, was von vornherein eine Mannigfaltigkeit sondergleichen in die Unterhaltungen und Gespräche brachte. Allen diesen jungen Idealisten war eins gemeinsam: Helle Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne. Das brach in allen ihren Gesprächen und Reden, die ganz zwanglos und ohne jede Programmsetzung verliefen, immer wieder durch. Ein aufgefangenes Wort des Sprechenden genügte dem Andern, daran anzuknüpfen und auf seine Weise den Faden fortzuspinnen. Die stets anwesenden Gäste mussten sogleich den offenen, von jeder Konvention freien Ton und das freundschaftliche, aufrichtige Gebaren herausfinden, das nur unter Menschen aufleben kann, die sich gefunden haben. Und dieses gegenseitige „sich finden“ ist eine viel größere Gottesgabe, als man gemeinlich anzunehmen pflegt. Staunend sahen die Freunde oft, wie ganz stille, in sich gekehrte Menschen förmlich aufblühten, wie die Lotosblume, die der Mond geküsst, sobald sie bemerkten, hier in diesem Kreis in ihrem innersten und eigenen Wesen erkannt und gewürdigt zu werden. Ein Beispiel hiefür war ein junger Historiker, der in einem Meinungsstreit einmal ganz schüchtern eine kluge Erklärung eingeworfen und damit so allgemeine Zustimmung gefunden hatte, dass man ihn ermunterte, weiter zu sprechen. Was wusste der nun alles aus der Geschichte des ehrwürdigen Stiftes Mondsee, von seinen gelehrten Mönchen, den tatkräftigen Äbten, dem ewigen Auf und Ab im Getriebe der geschichtlichen Ereignisse zu erzählen! Trocken, oft stockend, kamen die Worte aus seinem Munde, aber Zwischenfragen, die er

trefflich erläuterte, zeigten ihm das große Interesse der Zuhörer an seinen Ausführungen, und so ermutigt, floss ihm die Rede immer leichter und als er leuchtenden Auges mit der Beschreibung der berühmten Mondseer Handschrift schloss, hatte er nicht nur bei den Zuhörern freudige Zustimmung und Anerkennung gefunden, sondern er war auch aus sich selbst herausgewachsen, hatte seine Schüchternheit abgeworfen und seine Sicherheit gewonnen.

Solche Aufschließung des inneren Menschen konnte man immer und immer wieder beobachten und man ist versucht anzunehmen, dies auch der einzigartigen Landschaft und Örtlichkeit zuzuschreiben. Die ganze Szenerie, der freie Himmel mit den ziehenden Wolken über den Häuptionen, die alten Baumriesen ringsum, die oft so geheimnisvoll rauschten, das Flüstern im Schilf mit dem leisen Anschlagen der Wellen am nahen Ufer war ganz danach angetan, die Herzen zu öffnen, die Mitteilbarkeit zu erwecken und zu erhöhen, die Musen anzuziehen und zum Verweilen zu bringen. Ist einmal ein solcher Ort gefunden und liebgewonnen, so ist es ganz natürlich, dass das Gefühl der Verbundenheit mit ihm den Wunsch auslöst, in seiner Vergangenheit zu blättern und seiner Geschichte zu lauschen. So war ja auch die obige Diskussion über die Vergangenheit des Stiftes entstanden.

Am tiefsten schürft natürlich die Geologie, die mit Jahrzehntausenden, Hunderttausenden, ja Millionen wie mit Sekunden und Minuten jongliert. Der junge Gelehrte, Dr. Erich Schmidt, verfügte über eine so brillante Rednergabe und plastische Darstellungsweise, dass mich die Saurier, die Riesen-Reptile und fliegenden Ungeheuer der Trias in meiner knabenhaften Phantasie noch lange im Traum verfolgten. Und als er im weiteren Verlauf der Etappe der Eiszeiten gedachte, die schon, wie in weiter Ferne, die Konturen des Alpenlandes und damit unserer Seengruppe ahnen lassen, und schließlich auf die Pfahlbautenzeit zu sprechen kam, empfand ich es förmlich als Erlösung, dass endlich der Mensch an die Oberfläche tritt. Und mit den Pfahlbauten und den zahllosen Fundgegenständen, die auch der Mondsee in seinem Bodenschlamm beim Ort „See“ führt und die Dr. Much in seinem Museum in großer Anzahl gesammelt hat, wurden wir aus den unendlichen Regionen des Weltalls in geradezu dichterischer Weise auf den Ausgangspunkt der Betrachtungen, zu unserem Schwarz-Indien zurückgeführt. Alle waren tief beeindruckt, auch mir ist dieser Zyklus in unvergesslicher Erinnerung geblieben.

Wie schon oben erwähnt, wurden die Unterhaltungen ganz zwanglos, oft auf ein gefallenes Stichwort hin, weitergeführt. So war es wieder echt Schwarz-Indienmäßig, dass, als der Ortsname „See“ fiel, im Hirn eines jungen Literaten eine Ideenassoziation mit dem großen schweizerischen Dichter Gottfried Keller zustande kam, der, vor ein paar Jahren, als Gast der bekannten Wiener Familie Exner einen glücklichen Sommer dort verlebte, mit dem Resultat, dass die Welt mit einer seiner schönsten Novellen „Dieterle“ beschenkt wurde, die dort, am Waldesrand nächst der Ache, die den Mondsee mit dem Attersee verbindet, entstand.

Wenn auch ortsgebundene Themen überwogen, so kamen doch auch allgemeine Betrachtungen nicht zu kurz. Philosophen sind meist streitbare Geister. Es gab ihrer eine ganze Anzahl in unserem Kreis und ihre Disputationen verliefen, wenn zwei Thesen aufeinanderplatzten, nicht immer in voller Harmonie und da es nicht jedermanns Sache war, in ihre Spitzfindigkeiten einzugehen, war es nur natürlich, dass die weniger philosophisch Veranlagten sich von dem Kampfplatz leise wegschlichen und sich jenseits der großen Esche auf ihre Art unterhielten. Da geschah es einmal, dass von dieser Seite her leise, wie von ungefähr, ein gar liebliches, oberösterreichisches altes Volksliedchen erklang, von drei Frauenstimmen so vor sich hingesungen. Dieses Liedchen war von einer rührenden Einfachheit und von so herzinniger Melodie, dass alles aufhorchte und selbst die Streitenden verstummten. Es wurde sofort zur Wiederholung und noch ein drittes Mal verlangt. Auf einmal hatten alle erkannt, welch reizendes Gegengewicht zu ernsteren Diskussionen nicht nur, sondern als Entspannung überhaupt, Gesang uns bisher gefehlt hatte. Unser Oberhaupt Rudolf Flatz sprach es aus, dass Frau Musica, die eben so schüchtern eingetreten war, künftig in unserer Mitte nicht mehr fehlen dürfe und mit offenen Armen aufgenommen werden würde. Die drei Sängerinnen waren: Johanna, die Tochter des Oberförsters Günther, Anna, die Tochter des Oberlehrers Streicher und meine Schwester Johanna. *)

*) Meine Schwester, die das Liedchen „entdeckt“ hatte, erzählte dazu folgendes: „Als ich heute aus dem Haus ging und bei unserer Nachbarin, der Irsbergerin, einem lieben, alten Mutterl, vorbeikam, sah ich durch das Gebüsch hindurch eine reizende Szene. Die Irsbergerin saß auf der Bank vor ihrem Häuserl und hatte ihr Pflegekind, einen kleinen Buben, vor sich, dem sie ein Sprüchlerl vorsagte, dass er es auswendig lerne. Als das ging, sagte sie zu ihm: Jetzt pass auf, Pauli, und los guat zu, dass d’ mirs nachsingen kannst. Und mit zitteriger Stimme sang sie ihm eine so innige kleine Melodie vor, wie ich sie noch nie bei einem Volkslied gehört hatte. Gleich lief ich ins Haus zurück, skizzierte rasch auf einem Notenblatt Text und Melodie und ging

damit zu meiner Freundin, der Oberförster Johanna, diese hat große Fertigkeit im Harmonisieren und schrieb das Lied als Terzett nieder. Dann liefen wir beide zur Streicher Annerl, mit der wunderschönen Altstimme und nachdem Vater Streicher die Gitarrebegleitung hingesetzt hatte, wurde es probiert, gut befunden und so haben wir es jetzt gesungen. Der Text lautet:

Wann i denk af mei Hoamat
da tuat's ma so weh
da kimmt's ma mal vüra
wia's g'we'n is van eh.

Künftighin fand keine Versammlung ohne musikalische Einlagen statt. Auch die männlichen Mitglieder wollten nicht zurückstehen, sie hatten gute Stimmen unter sich und sangen im Chor oder Quartett.

Theodor Kittel, der Philosoph, unser bester Vorleser und Sprecher, hatte von unserem Vorhaben, einer gemeinsamen Wanderung zum Wolfgangsee über den Falkenstein nach St. Wolfgang gehört und da er immer eine kleine Sommerbibliothek in seiner Behausung mit sich führte, zog er ein Büchlein aus der Tasche, darauf stand:

Viktor Scheffel, Bergpsalmen.

„Eine kleine Waldandacht an diesem Orte“ meinte er, „möge auch auf die Wanderung gebührend vorbereiten“. Eine vorhergehende lebhaftere Unterhaltung hatte den Beginn der Vorlesung etwas hinausgeschoben, sodass sich die Sonne schon dem Horizont zuneigte, als Kittel begann. Schon die herrliche, stimmungsvolle „Einleitung“ fesselte, und die darauf folgende Schilderung einer unberührten, heroischen Natur, mit der Legende des heil. Wolfgang so wunderbar verquickt, erregte die Zuhörer aufs Tiefste. Langsam war indessen die Dämmerung immer weiter vorgeschritten, so dass das Lesen erschwert wurde. Kittel wollte daher das Buch zuklappen um ein andermal fortzusetzen. Aber wie aus einem Munde kam es: „Weiterlesen, weiterlesen!“ Rasch war ein Windlicht aus einem Boot zur Stelle und beim Licht der Kerze setzte er fort, las und las in atemloser Stille bis zum Schluss. Je mehr die Nacht heruntergesunken war, in desto phantastischerer Stimmung erschien die ganze Szenerie. Grell hob sich der edle Kopf des Vortragenden vom tiefen Dunkel des Waldes ab, während die rings um ihn sitzenden oder am Boden gelagerten Zuhörer mählich in Finsternis versanken. In der tiefen Stille der umgebenden Natur drangen die wunderbaren Verse wie Musik ins Ohr und wenn der Psalmist manchmal die Stimme erhob, kamen seine Worte als leises Echo aus dem Wald zurück. Ich glaube, dass in solcher Stimmung wohl noch niemals Scheffels Dichtung erklingen war und solchen Widerhall in den Herzen der Zuhörer gefunden haben dürfte.

Aus diesen wenigen Beispielen kann der Leser vielleicht ein kleines Bild von der geistigen Atmosphäre, die in Schwarz-Indien herrschte, bekommen. Er möge aber nicht annehmen, dass wir immer auf dem Parnass gewandelt wären. Der Hauptzweck unserer Zusammenkünfte war ja das gesellige, fröhliche Beisammensein und es war schon viel erreicht, wenn wir die Unterhaltung von Plattheiten, Tratsch, Klatsch und seichtem Geschwätz ständig fernhalten konnten. Höhepunkte gab es daher nicht immer, aber doch in erfreulicher Anzahl, wenn der richtige Mann unter uns oder unter unseren Gästen die richtigen Worte fand. Waren wir wieder auf realem Boden, dann brach Humor und Witz aus allen Ecken und Enden hervor, wie z. B. bei unserem „Hofnarrn“, wenn er mit lustigen Peitschenhieben bei Gitarrebegleitung die geheimen Schwächen jedes einzelnen geißelte. Vor dem war niemand sicher. Noch lagen ja auch bei den Meisten von uns die damals in so unbeschwerter Zeit verlebten Studentenjahre noch nicht so weit zurück, als dass Frohsinn, Ulkerei und jugendlicher Übermut nicht bei jeder Gelegenheit durchgebrochen wäre. Nicht nur bei den Zusammenkünften. Jeder der damaligen Mondseer Bürger wusste, dass denen von Schwarz-Indien, so ernst sie sich auch manchmal gaben, die Schellen-, ja die Narrenkappe unsichtbar im Nacken saß, wenn es gegen Philistertum oder Überheblichkeit oder Dummheit ging und dass sie dann stets die Lacher auf ihrer Seite hatten.

Alljährlich, wenn die schöne Sommerzeit zur Neige ging, die Tage kürzer wurden und die Schwalben sich sammelten, legte sich leichte elegische Stimmung auf die Gemüter, die dann in der Abschiedsfeier deutlich zum Ausdruck kam. Eine ist mir noch in besonders schöner Erinnerung. Niemand von uns konnte damals ahnen, dass es die letzte sein sollte. Die Unterhaltung war wieder höchst animiert verlaufen, so dass uns erst die scharfe Abendluft zum Aufbruch mahnen musste. So umstanden wir die alte Esche, die Fahne wurde heruntergelassen und: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein, ade nun ihr Lieben, geschieden muss sein“ erklang es im Chor der Stimmen. Der Becher kreiste noch einmal und dann bestiegen wir die mit Lampions illuminierten Boote. Das spontane Tücherschwenken und Winken dem Lande zu, nachdem sich der ganze Zug in Bewegung gesetzt hatte, galt wohl dem genius loci unserer stillen Bucht, den wir zurücklassen mussten. In

langem Zug folgten die Boote dem Führerschiff, das aber merkwürdigerweise nicht Mondsee zustrebte, sondern den Kurs entgegengesetzt, dem Schafberg zu, nahm. Es mag wohl die Absicht unseres Anführers gewesen sein, uns die zauberhafte Nachtstimmung am Wasser noch einmal voll genießen zu lassen. Der Mond war aus den Wolken getreten und ein Heer silberweißer Schäfchenwölkchen stand am Himmel, den Schafberg in duftig milden Dunst hüllend, während die jäh abfallenden Wände der nahen Drachenwand gespenstig aufleuchteten. Da, in der Nähe der tief in den See einspringenden Landzunge, stoppte das erste Boot, das hieß so viel, als dass sich die andern herumgruppieren sollten. Das unter lebhaftem Hinüber- und Herüberrufen von Boot zu Boot entstandene Stimmengewirr wurde plötzlich von dem hellen Ruf Rudolf Flatz' "Silentium" unterbrochen. Augenblicklich trat tiefe Stille ein, nur das Anplätschern der leichten Wellen an den Bordwänden war hörbar. Da erhob sich im ersten Boot der junge Schauspieler vom Münchner Hoftheater, Eckart, ließ den Mantel fallen, stand hochaufgerichtet, schön wie ein junger Gott und sprach mit glockenreiner Stimme das herrliche Gedicht Jung-Goethe's „Auf dem See“:

Und frische Nahrung, neues Blut	-----
saug ich aus dieser Welt,	-----
wie ist Natur so hold und gut	Auf der Welle blinken
die mich am Busen hält.	tausend schwebende Sterne
Die Welle wieget unsern Kahn	weiche Nebel trinken
im Rudertakt hinauf	rings die türmende Ferne
und Berge, wolkig, himmelan,	-----
begegnet unserm Lauf.	-----

Die eklatante Übereinstimmung der Goethe'schen Diktion mit der uns umgebenden Natur war so überwältigend, dass tiefe Ergriffenheit jede Beifallsbezeugung unterdrückte. Aber nach kurzer Pause flogen wie auf Kommando sämtliche Ruder aus den Gabeln, stellten sich senkrecht und prasselten dann im Gleichtakt dreimal auf die Schiffsböden. Das war die höchste Auszeichnung, die wir dem Sprecher bieten konnten, denn applaudiert durfte nach unseren Gesetzen am Wasser nicht werden. In vollen Zügen den Zauber der Mondnacht genießend, ruderten wir Mondseewärts. Nahe dem Ufer fielen die einzelnen Boote in ihre Schiffhütten ab. Nach der Landung versammelten sich die Insassen zum letzten Mal am Ende der Lindenallee beim Eingang zum Ort. Dann schieden wir nach herzlichen Abschiedsworten und kräftigem Händedruck und allseitigen Rufen „auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“

Aber das nächste Jahr brachte ganz unerwartet Schwierigkeiten aller Art. Drei der Mondscheinbrüder, und gerade die führenden, waren durch militärische Verpflichtungen, Waffenübungen etc. verhindert, nach Mondsee zu kommen, eine Anzahl anderer aus beruflichen Gründen um ihre diesjährigen Sommerferien gekommen. So blieb nur ein Rumpf zurück, dem die Lust benommen war, das führerlos gewordene Schiffelein zu dirigieren. Zu alledem trat die im Salzkammergut nicht eben seltene Erscheinung auf, dass der Sommer total verregnete und die berühmte und berüchtigte, das Haupt des Schafbergs verhüllende Wolkenwand „Die Kräb“ nicht weichen wollte. Daher beschloss der „Rumpf“, Schwarz-Indien für diesen Sommer überhaupt zu übergehen, im nächsten Jahr aber mit doppeltem Glanz wieder aufleben zu lassen. (Wie zum Hohn folgten, nachdem Mondsee von allen fröstelnden Sommergästen verlassen war, Wochen im strahlenden Sonnenglanz). Der lange Winter kam und verging, verheißungsvoll zog der Frühling mit aller Pracht ein, zögernd nahte der Sommer wieder. Pläne wurden geschmiedet, Projekte erdacht und ausgearbeitet, die alles Versäumte nachholen und Bisheriges überbieten sollten. Aus besonderen Ursachen waren meine Brüder und ich heuer so glücklich, früher als die andern Wien verlassen zu können. Frohgemut reisten wir ab und kaum hatten wir wieder Mondseer Boden unter den Füßen, als wir auch schon im Boot saßen und gen Schwarz-Indien ruderten, unsere geliebte Stätte vorerst zu begrüßen. Angelangt, fiel uns auf, dass wir so ohne weiteres landen konnten; der Schilfwald schien gelichtet, die Binsen, die sonst die Schiffswand streichelten, wie weggemäht. Böses ahnend zogen wir das Schiff ans Land und stiegen aus. Was wir da sahen, machte uns erstarren. Das mit Papierfetzen bedeckte Gras lag zertreten, leere Bierflaschen und Sardinenbüchsen lagen umher, ein neuer, viel größerer Tisch und größere Bänke standen da, über und über bekritzelt und beschmiert, und der blanke Stamm unserer Esche, unserer heiligen, schönen Esche, war mit eingekerbten Namen und Monogrammen übersät. - Kein Zweifel, unsere stille Bucht war entdeckt, sie war entheiligt. Und wir mussten zu der traurigen Wahrheit kommen: unser Schwarz-Indien ist nicht mehr, es ist tot. - Wie das alles gekommen, soll das nächste Kapitel erzählen.

Eduard Weyringer.

Es lebte in Mondsee ein sehr angesehener und rühriger Kaufmann, Eduard Weyringer mit Namen. Er war in den besten Jahren, von untersetzter Statur und sehr agil. Sein sympathisches Gesicht umrahmte ein Vollbart, der in zwei Spitzen ausging und auf der Nase saß ihm stets ein Zwicker in dicker Hornfassung, hinter dem zwei schelmisch blickende, muntere Augen blitzten. Das Haupt bekrönte ein sehr breitkrepiger Hut, der in einer merkwürdigen Spitze endete. Im ganzen eine köstliche, in sich abgerundete Figur, der man schon von weitem das Original ansah. Selten sah man ihn allein, wo er ging und stand, bildeten sich sogleich Gruppen um ihn, denn er war voll Heiterkeit und solch schlagendem Witz, dass die Zuhörer alsobald in fröhlichste Laune versetzt wurden. Aber, und das war das Originelle an ihm, ehe diese noch dazu kommen konnten, sich herzlich auszulachen, nahm er selbst jedes Mal die Wirkung seiner Rede mit dem lachend ausgerufenen Wort „Heiterkeit“ vorweg, was natürlich neuerlich verstärkte Heiterkeit hervorrief. Das war ihm ganz zur Gewohnheit geworden und er war schließlich mit dem Wort so verhaftet, dass er förmlich zur Personifikation dieses erfreulichen Gemütszustandes wurde. Man begrüßte ihn schon von weitem mit „Heiterkeit“ und „Heiterkeit“ scholl es fröhlich wieder von ihm zurück.

Eduard Weyringer war von dem Drang beseelt, den guten Ruf seines Heimatortes Mondsee als Sommerfrische auf jede Art zu erhalten und zu fördern. Ein rührigeres Mitglied und Organ des „Mondseer Verschönerungsvereines“ war nicht zu denken. Schon wenn der Frühling nahte, zog er durch Feld und Flur, durch Wald und Heide, von einem Bauernjungen begleitet, der Farbhäferln und Pinsel mittrug, um etwa alte Wegmarkierungen aufzufrischen oder von ihm selbst mit Bedacht aufgespürte, zu schönen Aussichtspunkten führende Wege kenntlich zu machen. Da jeder Ausflug oder Spaziergang aber auch ein lohnendes Ziel sein musste, setzte er aus eigener Machtvollkommenheit Ruhepunkte dort ein, erwirkte vom Verschönerungsverein kleine Planierungsarbeiten und je eine schöne neue Bank unter Baumschatten, auf deren Lehne irgend ein, ihm sympathisch scheinender, meist weiblicher Vorname aufgepinselt wurde. So entstanden denn all die verschiedenen Annen-, Amalien-, Johanna- etc. –Ruhen in großer Auswahl.

Diesem, um das Wohl der Fremden so warm bedachten Manne konnte natürlich unser Leben und Treiben in Schwarz-Indien nicht verborgen geblieben sein. Was wir dort trieben interessierte ihn nicht weiter. Bewundern aber musste er immer wieder die äußerst glückliche Wahl des Ortes in der stillen Bucht, vor allem aber die Namensgebung „Schwarz-Indien“. Welch ein Name! Wie geheimnisvoll exotisch, wie phantastisch klang doch das! Als findiger Geschäftsmann ahnte er sofort die treibende Kraft dieses Namens, der in sich schon alle Propagandamöglichkeiten barg, voraus. Nicht auszudenken, was man unter dieser Devise alles entstehen lassen könnte. Eine Dependence etwa, oder eine Villenkolonie, ein Badestrand mit Dampferstation, ein großes Hotel, usw. usw.

Warum griff er aber nicht zu? Er hielt den Zeitpunkt noch nicht so recht gekommen. War es Feingefühl oder kluge, geschäftliche Erwägung, dass er sich dachte, er dürfe die Kreise jener Familien, deren Jugend in Schwarz-Indien hauste, und die seine allerbesten Kundschaften waren, nicht stören und vor den Kopf stoßen, wenn er plötzlich von allem Besitz ergriff? Kurz, er beschloss bei sich, noch zuzuwarten. Kommt Zeit, kommt Rat. Und wirklich, die Situation hatte sich durch unseren Entschluss, uns aus den früher erwähnten Gründen freiwillig einen Sommer lang von Schwarz-Indien fernzuhalten, mit einem Mal geändert. Mit Recht konnte er annehmen, dass wir uns ganz zurückgezogen hätten. Drum also frisch ans Werk. Seine Pläne waren ja schon längst ausgereift. Der erste und wichtigste Punkt seiner logischen Gedankenkette war: „Da muß z´allererst a Wirtshaus her!“ Und schon im selben Herbst kam der Geometer, maß Grund und Boden aus und auf Weyringers intabuliertem Grund wuchs, von der Jahreszeit begünstigt, ein Häuschen auf, das im Frühjahr schon unter Dach war und im Mai bezogen werden konnte. Voran ein planierter Vorplatz mit Tischen und Sesseln und großen, bunten Gartenschirmen, nett anzusehen. Über dem Eingang aber prangte eine große Tafel: Jausenstation Schwarz-Indien, von Eduard Weyringer. Kopfschüttelnd lasen das die ersten Vorübergehenden, und da damals ein kleiner Imbiss noch ein sehr wohlfeiles Vergnügen war, machten sie einen Versuch und fanden, „dass es gut sei“. Bald sprach sich das herum und als die ersten Schwalben aus Wien kamen, konnten die Mondseer schon stolz auf die neueste Attraktion hinweisen und die Wiener machten auch ausgiebig davon Gebrauch. Neugierig wie die Leute schon sind, wenn´s etwas Neues gibt, gingen sie spähend das ganze abgesteckte Territorium ab, das sich auch hinter dem Wirtshaus, jenseits der Waldlisière fortsetzte bis zum Seeufer. Blind müssten sie gewesen sein, wenn ihnen nicht sofort die aparte Traulichkeit dieses Fleckchens Erde in die Augen gesprungen wäre. „Da ist´s ja viel schöner, wie oben vor dem Wirtshaus, da bleiben wir!“ Ja, da

blieben sie nun und ließen sich´s bei Bier und Würstchen gut sein auf dem Boden, der einst unser Schwarz-Indien gewesen war.

So war die Situation, die wir bei unserer ersten Inspektionsfahrt vorgefunden hatten und die mit einem Schlag alle unseren schönen Projekte nicht nur für diesen Sommer, sondern für immer zu Wasser werden ließ. Nur schwer konnten wir uns in die neue Lage, den Sommer ohne Schwarz-Indien, hineinfinden. Alle Versuche, einen andern Ort zu finden, schlugen gänzlich fehl. Die stille Bucht war eben einmalig gewesen. Es fiel keinem von uns ein, fürderhin auch nur einen Blick in das neue Getriebe zu werfen, so tief wurzelte der Groll in unseren Herzen. Resigniert den Verlust zu verschmerzen blieb unsre letzte Weisheit.

Jugend, Ferienzeiten und Jahre flossen dahin. Längst war die Bahn gebaut. Bei meinen späteren Fahrten nach Mondsee fuhr ich stets, kühl bis ans Herz hinan, bei der „Jausenstation Schwarz-Indien des Ed. Weyringer“ vorbei. Ein alter Aberglaube sagte zu mir, dass man Orte, an denen man sich einst sehr glücklich fühlte, niemals mehr betreten solle, um sich bittere Enttäuschungen zu ersparen. Dieses Gefühl, vermischt mit etwas Groll konnte ich bis ins Alter nie recht los werden.

Wiedersehen im neuen Schwarz-Indien.

Da flatterte eines Tages, es war Mitte Juli 1950, ein liebenswürdiges Schreiben des Herrn Direktor Flatz aus Salzburg in meine stille Klause, nach Wien, des Inhalts, dass am 20. August Schwarz-Indien das 70-jährige Jubiläum seines Bestandes feiere und ich freundlich eingeladen sei, als einziger Überlebender der Gründerzeit, demselben beizuwohnen. Als ich den Brief gelesen hatte, fühlte ich mich einigermaßen beschämt. 70 Jahre! Dass ich das hatte übersehen können – und erst von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht werden musste! Das hatte das noch immer geliebte, in so glücklicher Erinnerung wieder auflebende Schwarz-Indien nicht verdient! Nun aber warf ich alle die einfältigen abergläubischen Bedenken über Bord und sagte mit Freuden zu. Jubiläen feiert man nur aus freudigen Anlässen. Wenn also etwas 70 Jahre alt wird, so muss es in irgend einer Form seines Bestandes würdig sein. Und in gespannter Erwartung löste ich mir diesmal meine Fahrkarte nicht Salzburg – Mondsee, sondern ausdrücklich nach Schwarz-Indien. An der Station erwartete mich der Hoteldiener, der das Gepäck abnahm und mich zur Hotelpension begleitete, an deren Schwelle mich die liebenswürdige Hausfrau begrüßte. Nachdem wir den Vorplatz, auf dem allerhand Wagen und Autos standen, überschritten hatten, tat sich die Vorhalle auf, die das ganze Haus durchzieht und den Blick verheißungsvoll ins Grüne lenkt, dann aber in einen Vorgarten mündet, der über und über mit Tischen unter breiten Schirmen bedeckt ist. Da Frühstückszeit ist, herrscht reges Leben, zahlreiche Gäste genießen den herrlichen, sonnigen Morgen, sitzen in leichten Sommerkleidern, viele aber auch schon im Schwimmkostüm, nur mit dem Bademantel umgehängt, beim Frühstückskaffee. Sehr geschickt ist das zum Seeufer abfallende Gelände terrassiert angelegt und auf den breiten, von üppigem Blumenflor umfassten Stufenterrassen bieten sich herrliche Sitz- und Ruhegelegenheiten. Am Uferplatz selbst herrscht schon reges Leben. Die Morgensonne und das köstliche Wasser lockt und ruft, Boote kommen angefahren oder ziehen hinaus. Badende und Schwimmende bevölkern das Ufer und den See. Aber was ist das? Da draußen schwimmt ja ein Häuschen, rings von Wasser umgeben, ein niedliches, blühweißes Weekend Häuschen, statt der Erde entsprossen, auf einem festverankerten Floß aufgesetzt und von den Wellen umkost. Und während ich so im Anschauen versunken bin, kommt der Besitzer, Herr Direktor Flatz auf mich zu und lädt mich zu näherer Besichtigung ein. Nach ein paar Ruderschlägen legen wir an und besteigen die das ganze Haus umgebende Plattform, besichtigen auch das Innere: ein Wohnraum, ein Schlafzimmer und eine kleine Küche. Alles weiß, einfach, praktisch, sauber und nett. Unterdessen erscheinen Gäste. Sie kommen angerudert oder auch angeschwommen. Besuchstoilette: Schwimmkostüm mit Bademantel oder auch ohne. Unter fröhlichem Geplauder vergeht die Zeit. Da hat eben Frau Direktor Flatz eine Freundin im See entdeckt und ruft ihr zu. Ein eleganter Kopfsprung vom Plateau und schon ist sie an ihrer Seite. Herrn Direktor zieht es offenbar auch ins feuchte Element. Ob ich nicht auch Lust hätte? Und bietet mir eine Schwimmhose an. Ich muss leider wegen einer kleinen Verkühlung ablehnen und zusehen, wie der Hausherr und nach kurzer Verabschiedung auch seine Gäste wie die Frösche ins Wasser hupfen. O köstliches Amphibienleben am Mondsee! Ich komme mir plötzlich in meinem Straßenanzug sehr deplaciert und stilwidrig vor. Die Mittagszeit versammelt die stattliche Zahl der Gäste auf dem Vorplatz oder in den Speisesälen und getafelt wird meist wieder im Natural-Kostüm, worauf einzelne oder kleine Gruppen sich einer kleinen Siesta hingeben und sich vom lauen Wind umfächeln lassen.

Der Nachmittag des Festtages ist allerhand Belustigungen gewidmet. Direktor Flatz will den Gästen Schwarz-Indiens einen Überfall von Schwarz-Indianern vorführen. Eben legt eine große „Plätten“, gestopft voll Mondseer Buben, vortrefflich als Rothäute angestrichen, phantastisch maskiert und mit bunten Federn und allerhand Schmuckzeug beladen, von einem alten Indianerhäuptling geführt und im Zaum gehalten, am Ufer an. Unter tosendem Geschrei stürmen sie ans Land und ergreifen Besitz davon. Der überreich geschmückte Häuptling, in dem man trotz trefflicher Maskierung bald den robusten Schwimmeister vom Mondsee-Bad, Rauchenschwandtner, entdeckt, führt sie auf eine Wiese, besteigt würdevoll einen erhöhten Sitz und nun vollführen sie um ihn unter wahrem Höllenlärm einen wilden Kriegstanz, der in Ekstase überzugehen droht, bis ihnen Halt geboten wird. Dann zelebrieren sie allerhand rituelle Bräuche, den Indianerbücheln-Lesenden wohlbekannt, wie es eben bei richtigen Buben üblich ist. Auch einen Elefanten haben sie mitgebracht, aus dessen Beinen unten vier nackte Bauernbuben-Füße herausschauen und beginnen nun eine wilde Jagd, bei der ich fast überrannt worden wäre. So geht es den ganzen Nachmittag fort, bis sich der Übermut endlich ausgetobt hat. Der Häuptling treibt sie zu Paaren in die große Plätte zurück, wo sie schön langsam wieder zu gesitteten Europäern werden. Der maitre de plaisir, Herr Direktor Flatz konnte mit Befriedigung auf diese gelungene Belustigung zurückblicken. Wie doch der Name Flatz so eng mit Schwarz-Indien verbunden ist, dass er von dem ersten Oberhaupt der Mondscheinbrüder, Rudolf Egon Flatz, nach fast zwei Generationen wieder als tonangebend, wie durch seelischen Kontakt ins heutige Schwarz-Indien überspringt!

Lange noch hielt die animierte Stimmung an diesem schönen Samstag an. Unterdessen hatte ich Gelegenheit gehabt, den feinsinnigen Besitzer der Hotel-Pension, Herrn Ing. Seibold kennen zu lernen, von dem ich manche interessante Dinge über die Entwicklung Neu-Schwarz-Indiens erfuhr, wie sie ihm von seinem Vorgänger überliefert worden waren. Auch hier hatte es an allerhand Wechselfällen und Kämpfen nicht gefehlt, wie immer, wenn ein etwas phantastisches Gebilde auf reale Grundlage gestellt werden soll. Schon der alte Weyringer hatte sich als tapferer Kämpfer gezeigt, wenn es galt, obstinate Anrainer umzustimmen, den Kaufpreis in erträglichem Maße festzusetzen, ganz besonders aber den Bau des 3 km langen Flügelbähnchens St. Lorenz – Mondsee und Schwarz-Indien zu seinem Vorteil zu gestalten. Weyringer hielt die Errichtung einer Haltestelle für ebenso wichtig, als sie der Kommission überflüssig erschien. Und als er endlich durchgedrungen war, die Station bewilligt und nach dem Bauerngrund Wendt, auf dem sie stand, benamset werden sollte, tobte er so lange, bis ihm auch der Name Schwarz-Indien genehmigt wurde. Damit war der schöne Name verewigt und in alle Kursbücher übergegangen. Weyringer hatte gesiegt, sein Lieblingstraum war in Erfüllung gegangen. Und heute ist 70-jähriges Jubiläum!

Was aber war aus unserem Schwarz-Indien geworden? Aus romantisch-phantastischen Ideen geboren, konnte es dem Anprall der Wirklichkeit nicht standhalten und nach knappen drei schönen Jahren war sein Schicksal entschieden, hatte also gegenüber dem Weyringer'schen Unternehmen nur ein ephemeres Dasein gefristet.

Romantik lag damals in der Luft, man könnte sagen, es war eine Zeitkrankheit. Nicht Glücks genug, dass sich die Menschheit einer immerwährenden Friedenszeit erfreute, sie wollte sich ein noch schöneres dazuträumen. Romantik schlummerte in allen Menschen, es war gut, wenn sie nur schlummerte. Denn erwacht, verwischte sie nur zu leicht die Grenzen zwischen Einbildung und Wirklichkeit. So weit war es nur allerdings bei uns nicht gekommen. Wohl empfanden wir alle das weltfremde Tun – wie die operettenhafte „Besitzergreifung“, die Anmaßung des alleinigen Eigentums auf die „stille Bucht“, die Verehrung der „heiligen Esche“, das Vergraben der „Urkunde“ usw. Aber wir gefielen uns darin und waren glücklich dabei. Konnten es auch sein, weil der holde Wahn, dem Weihrauch gleich, unsere Gemüter für all das Schöne, was wir anstrebten, nur empfänglicher machte. Man kann Menschen, die ganz und gar bar jeder Romantik sind, eigentlich nur bedauern. Es fehlt etwas in ihrem Wesen, jener erwärmende Strahl der Begeisterung für das Gute, die das Leben erst lebenswert macht.

Wenn in späteren Jahren die „alten Herrn“ beim Glase Wein um den Tisch saßen und es kam wieder einmal die Sprache auf Schwarz-Indien, dann lag ein Schimmer der Verklärung auf allen Angesichtern und das hieß wohl: „Es war eine köstliche Zeit“. Nun sind sie alle dahingegangen. Die Freundschaft derer aber, die in Schwarz-Indien „sich gefunden“ hatten, währte bis ans Lebensende.

Und unser guter, alter Weyringer, er muss trotz seiner uns so nüchtern erscheinenden Lebensauffassung, doch auch ein Romantiker gewesen sein. Er hätte für seine „Lieblingsidee Schwarz-Indien“ (dass er eine solche hatte, spricht schon dafür) sicher nicht so unendlich viel Arbeit, Mühe und materielle Opfer sich auferlegen können. Aber der Mann, der den Geometer mit der

Messkette bestellte und nach dem Wirtshaus rief, wusste genau, was er tat. Ihm war eben die richtige Dosis Romantik von der Natur verliehen worden.

Unter solchen Betrachtungen hatte ich mich auf die schöne neue „Jubiläumsbank“ niedergelassen, und betrachtete noch einmal das vom warmen Glanz der Abendsonne beleuchtete, liebliche Bild. Das schöne, behäbige Hotel, dahinter sich eine Kolonie von Landhäusern und Villen ausbreitet, dann die parkähnliche, blumenreiche und wipfelbekrönte Landschaft, den blau leuchtenden Seespiegel, mit dem Gewimmel fröhlicher Menschen am Strand, deren Rufen und Lachen gedämpft ans Ohr dringt. Da stand mit einem Mal die kleine lustige Figur Weyringers wie leibhaftig vor mir. Und wie er „mit vergnügten Sinnen“ seine Blicke umherschweifen lässt, hörte ich ihn sagen:

„Akkurat a so, wi´r i mir´s amal denkt hab,
und no vül scheener is worden,
Heiterkeit.“

Wien, 22. Jänner 1951

[Bruno Reiffenstein starb am 30. April desselben Jahres]